

Jens Soentgen:

Der vergessene Bruder – Über den Philosophen Heinrich Barth.

In: *Neue Zürcher Zeitung*. Nr. 277, 27./28. Nov. 1999.
S. 84.

Der vergessene Bruder

Über den Philosophen Heinrich Barth

Von Jens Soentgen

Man kennt die Erzählungen von den vergessenen Ehefrauen, von den vergessenen Schwestern grosser Männer. Es gibt auch vergessene Brüder. Der Philosoph Heinrich Barth ist ein solcher Fall. Sein älterer Bruder Karl erregte mit seiner Interpretation des Römerbriefes schon als junger Mann grosses Aufsehen; er stieg später in den Rang eines Quasi-Kirchenvaters auf. Dagegen schlug sich Heinrich Barth ein halbes Leben lang mit Griechisch- und Lateinstunden an einem Mädchengymnasium durch. Habilitiert wurde er 1920, mit dreissig Jahren. Doch erst 1942 erhielt er einen Ruf an die Basler Universität. Hier lehrte er bis 1960; mit geringer Resonanz. Als er fünf Jahre später starb, hinterliess Heinrich Barth das druckfertige Manuskript eines dicken systematischen Werkes. Es wurde von seinen Schülern Armin Wildermuth und Hans Grieder unter dem Titel «Erkenntnis der Existenz» herausgegeben. Kaum einer wollte es lesen, der Titel wird heute noch bei Schwabe bereitgehalten. Die unspektakuläre Darstellung, die dichten, wie von langen Spiralen durchzogenen Sätze: Vielleicht hat der gelehrte Stil die Leser abgeschreckt.

IN ERSCHEINUNG TRETEN

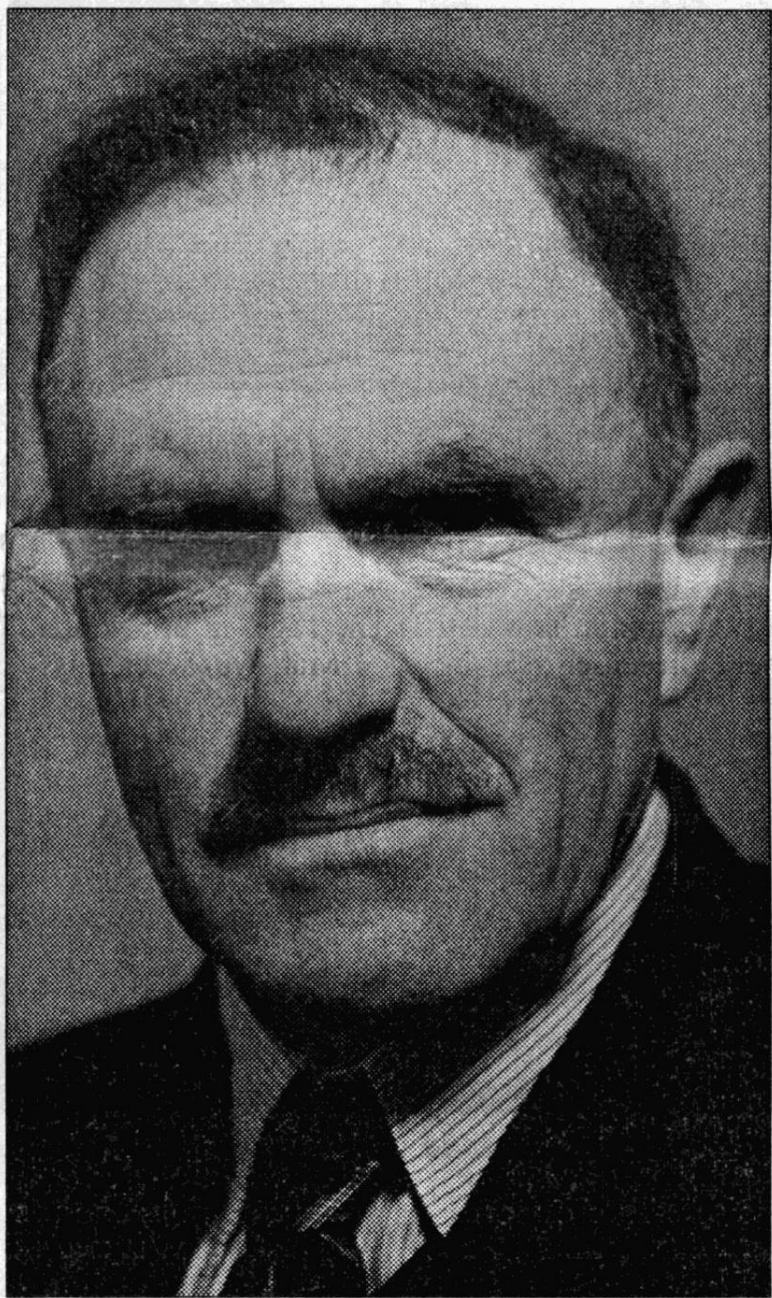
Gleichwohl handelt es sich um eine der ertragreichsten Unternehmungen der Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts. Warum? Heinrich Barth geht aus vom Erscheinen, von dem, was man «sehen, hören, sinnlich wahrnehmen kann». Das hört sich zunächst nicht sehr originell an. War das nicht auch der Ausgangspunkt der Phänomenologen? Hatte nicht schon Husserl gefordert, «zu den Sachen» zurückzukehren, und sich für die «Rettung der Phänomene» eingesetzt?

Gewiss bezieht sich Barth, der bei den Marburger Neukantianern Natorp und Cohen studiert hat, gelegentlich auf Husserl. Er lehnt es aber ab, sich mit der Husserlschen Phänomenologie zu identifizieren. Zu Recht, denn in der Tat liessen Husserl und seine Schüler den Begriff des «Phänomens» nach anfänglichen Bemühungen beiseite und wandten sich anderen Themen zu.

Kritisch bezeichnet Barth den Husserlschen Phänomenbegriff als Nivellierung. Er selbst bemühte sich in jahrzehntelanger historischer Arbeit um eine angemessenere Theorie des Erscheinens. Tatsächlich liesse sich zeigen, dass das vielstimmige Projekt der Phänomenologie, das mit Husserl begonnen hatte, erst im Werk von Barth zu sich selber kommt. Erst er hat den springenden Punkt erfasst. Barth zeigt, dass sich das Erscheinen nicht, wie es üblicherweise und sogar bei Husserl geschieht, als «Vermittlung» zwischen Subjekt und Objekt deuten lässt. Vielmehr ist es gerade umgekehrt: Ding und Person sind nur in ihrem In-die-Erscheinung-Treten zu verstehen. Das Erscheinen ist primär, es lässt sich nicht auf vorgegebene Sachverhalte reduzieren.

Die Phänomene sind auch nicht irgendwelche vorfindlichen Tatsachen. Barth betont immer wieder, dass jede Erscheinung auf einem *Erscheinen* beruht; jede Erscheinung, wie unscheinbar sie auch sein mag, ist ein Ereignis. Im Grunde genommen spricht die Barthsche Philosophie von einer simplen Sache: von der Unwiederbringlichkeit des Augenblicks. Was wir heute nicht sehen, werden wir niemals sehen. Was man uns sagen wollte, als es an unserer Türe klingelte und wir nicht öffneten, wird man uns niemals sagen, nicht dasselbe, nicht mit denselben Zwischentönen. Es gibt keine Möglichkeit, es zurückzugewinnen.

Dies ist die «Botschaft» von Barth. Sie ist einfach und doch von grosser Aktualität in einer Zeit, die von nichts so fest überzeugt ist wie von der



Wiederzuentdecken: Heinrich Barth, 1890–1965.
(Bild Universitätsbibliothek Basel)

Wiederholbarkeit der Ereignisse. Was ich heute nicht ansehen will, nehme ich auf Video auf und betrachte es morgen. Solche technischen Möglichkeiten hat Barth nicht vorhergesehen. Aber er kritisiert den entscheidenden Punkt in seiner Theorie der Reflexion: Schon das Erinnern, so zeigt er dort, verfehlt die Aktualität des Erscheinens. Barth versucht konsequent, im Zeichen des Erscheinens ein neues Verständnis von Mensch und Welt zu entwickeln.

OFFENES FENSTER

Ein Projekt, das auch Philosophen wie Merleau-Ponty und Sartre beschäftigt hat. Doch anders als diese Autoren operiert Barth nicht mit emphatischen Wortkaskaden und suggestiven Beschreibungen, sondern nüchtern analytisch, mit Argumenten. Dabei bewahrt er zentrale Motive des phänomenologisch inspirierten Existentialismus und integriert sie in einen umfassenden Zusammenhang.

«Die Philosophie der Erscheinung ist das offene Fenster der philosophischen Erkenntnis, dasjenige Fenster, das die weitesten Ausblicke verspricht.» So schreibt Barth in seiner grossen, zweibändigen «Philosophie der Erscheinung» von 1947/1959, in der er den Begriff der «Erscheinung» von den Griechen bis zur Philosophie des deutschen Idealismus verfolgt. Barth befragt in dieser Arbeit, mit der er sein eigenes systematisches Unternehmen vorbereitet hat, alle grossen philosophischen Ansätze der Vergangenheit darauf hin, welche Rolle der Begriff der Erscheinung in ihnen einnimmt.

Es ist eindrucksvoll, mit wie wenig Feindseligkeit das abgeht. Auf spektakuläre Distanzierungen legt der Autor wenig Wert. Schon in den zwanziger Jahren, in einer Zeit also, als es in der Philosophie Ehrensache war, über einen «eige-

nen», unvergleichlichen «Ansatz» zu verfügen, war es sein Bemühen, eine Philosophie auszu-
arbeiten, die ohne verkrampfte Abgrenzungen
auskommt.

Heinrich Barth wurde 1890 geboren, ein Jahr
nach jenem denkwürdigen Jahrgang 1889, der
Heidegger und Wittgenstein hervorbrachte. An-
ders als seine unruhigen Generationsgenossen,
die sich mit aggressiven Projekten einen Namen
machten, war Heinrich Barth immer auf Aus-
gleich bedacht. «Wenn Vergangenheit wirklich ge-
schehen ist, behält sie ständiges Mitsprache-
recht», so lautet eine seiner methodischen Maxi-
men. Er grenzt die Tradition nicht aus, sondern
integriert sie – ohne dass dadurch seine eigene
Position zu einer Bastelei mit heterogenen Fund-
stücken würde. Vielmehr ist sein Werk inmitten
einer Zeit, die ihr Heil im Umbruch und im Tru-
bel der Neuigkeiten suchte, ein seltener Beweis
für die Kraft und Berechtigung eines bewahren-
den, urbanen Denkens.

Durch seine sorgfältige, aber zugleich unortho-
doxe Lektüre vermag Barth sich zahlreiche
Motive anzueignen, die seine eigene Position sta-
bilisieren und anreichern. Es geht ihm nie darum,
abzuurteilen. Noch den abstraktesten, «erschei-
nungsfernsten» Positionen vermag er etwas abzu-
gewinnen. Es gibt in den über tausend Seiten sei-
ner «Philosophie der Erscheinung» tatsächlich
nur eine einzige Stelle, an der der verbindliche
Philosoph Kopfschütteln erkennen lässt; nicht zu-
fällig in seiner minuziösen Analyse der Meditati-
onen von Descartes. Dessen Philosophie, die auf
eine methodische Destruktion der phänomenalen
Welt hinausläuft, bezeichnet Barth als eine «gei-
stesgeschichtliche Katastrophe».

Der Ansatz der Barthschen Philosophie, den
Begriff des «Erscheinens» in eine zentrale
Theoriestelle zu bringen, hat nur wenige Paralle-
len. In der Philosophie der Neuzeit wäre George
Berkeley zu nennen – und auch Charles Sanders
Peirce, den Barth nicht kannte und kaum kennen
konnte, der seine berühmten Kategorien «First-
ness», «Secondness» und «Thirdness» gerade
zum Zweck der Analyse des Phänomenbegriffs
einführte. Doch bei Peirce und auch bei Berkeley
bleibt es – in dieser Hinsicht – bei einigen genia-
lischen Ideenraketen. Barth dagegen hat es nicht
gereicht, bloss einen Geistesblitz aufleuchten zu
lassen. Bis ins naturphilosophische Detail hat er
seine Konzeption durchgeführt. Das völlige Des-
interesse seiner Umgebung hat ihn irritiert, er hat
sich davon aber nicht lähmen lassen.

GIACOMETTIS NASE

In Wahrheit war Barths Arbeit am Erschei-
nungsbegriff, die er fast dreissig Jahre hindurch
fortgesetzt hat, nicht so isoliert, wie es ihm selbst
schien. Dabei ist weniger an die Zunft der Phäno-
menologen zu denken, die den Begriff der «Er-
scheinung» zwar auf ihre Fahnen schrieb, von
Husserl bis hin zu Schmitz aber nur wenig Über-
zeugendes mit ihm anzufangen wusste.

Viel engere Parallelen finden sich bei einigen
grossen Künstlern der Moderne, insbesondere bei
dem Schweizer Landsmann von Barth, bei
Alberto Giacometti. Denn es war seit den dreissi-
ger Jahren Giacomettis Anliegen, den Menschen
im Moment des Erscheinens zu fassen – in jenem
Moment, in dem er noch nicht als der und der,
sondern als «Stehender» oder «Schreitender» zur
Erscheinung kommt. Seine akribischen Versuche,
die Realität in seinen Bildern zu «kopieren»,
führten ihn zu der Einsicht, dass das Erschei-
nende in seiner Aktualität unkopierbar ist.

Es weist darüber hinaus eine Binnenkomplexi-
tät auf, die sich der Darstellung entzieht: «Wenn
man ein Detail zu analysieren begann, etwa die
Nasenspitze, so war man verloren; man hätte sein
Leben darüber zubringen können. Die Distanz
von einem Nasenflügel zum anderen ist wie die
Sahara», klagt Giacometti in einem Brief an
Henri Matisse. In gleicher Weise, wenn auch
naturgemäss in abstrakterer, philosophischer Dik-
tion, spricht Heinrich Barth von der «unendlichen
inneren Mannigfaltigkeit» des Erscheinenden, die
von keiner Aussage ausgeschöpft werden kann.
Aus seinem Werk kann man lernen, dass die sinn-
liche Wirklichkeit nicht, wie Physikalisten und
viele analytische Philosophen oft suggerieren, auf
überzeitliche Strukturen und Gesetze reduziert
werden kann. Barth lehrt eine neue Aufmerksam-
keit für jenes Unscheinbare, das sich den Schemat-
ismen unserer Alltagswahrnehmung entzieht.

Solche Aufmerksamkeit braucht man auch, um
das Werk Barths zu entdecken. Denn es hat selbst
etwas Unscheinbares, es wirkt auf den ersten
Blick harmlos. Es gibt aber Anstösse, die unser
Wirklichkeitsbewusstsein verändern können. Es
ist schwer zu erklären, weshalb ein so zukunftswei-
sendes Werk so vollständig in Vergessenheit ge-
raten konnte. Am mangelnden Elan der Schüler
und Enkelschüler kann es nicht liegen. Auf das
Engagement von Rudolf Bind, Georg Maier und
Hans Rudolf Schweizer ist es zurückzuführen,
dass Schwabe jetzt unter dem Titel «erscheinen-
lassen» eine Einführung in die Philosophie
Barths herausgebracht hat, in der zwischen ausge-
zeichneten einführenden Essays zentrale Passa-
gen aus dem Hauptwerk «Erkenntnis der Exi-
stenz» abgedruckt werden. Es ist zu hoffen, dass
die Ideen, an denen Heinrich Barth gearbeitet
hat, einmal den Platz auf der Agenda der Philoso-
phie erhalten, den sie verdienen.

Heinrich Barth: Erkenntnis der Existenz. Grundlinien einer
philosophischen Systematik. 1965. 740 S., Fr. 72.–. – Ders.: Exi-
stenzphilosophie und neutestamentliche Hermeneutik. Abhand-
lungen. 1967. 371 S., Fr. 47.50. – Ders.: erscheinenlassen. Mit
Hinführungen von Rudolf Bind, Georg Maier und Hans Rudolf
Schweizer. 1999. Ca. 250 S., Fr. 38.–. Günther Hauff, Hans
Rudolf Schweizer, Armin Wildermuth (Hrsg.): In Erscheinung
treten. 1990. 326 S., Fr. 58.–. Alle Titel sind erschienen im
Schwabe-Verlag, Basel.